

14]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

„Aber das sind Anarchisten.“

„Gott, was bist Du gelehrt! Jetzt sag nur noch, wie nennt man solche Leute?“

„Nun eben — Anarchisten!“

„Und heißt das etwa Bertwölfe? Mit Hörnern auf dem Kopf, auf drei Beinen, mit Schwänzen? Ist das nicht auch ein Arbeiter, nicht auch ein solcher wie wir, der für das Kapital arbeitet? Ach, Ihr Leute, was seid Ihr dumm, artig und gebildet! . . . Da kommt so ein abgedroschener Intelligenter in die Versammlung, dreht seinen Keierkasten auf, und dann geht's los: Tralala, tralala! . . . Und tausend Arbeiter, welche wissen, was sie wollen, tanzen wie die Affen und stimmen wie die Hammel! Die Versammlung verurteilt den ökonomischen Terrorismus, heißt es. Wie oft war das schon? Immer die gleiche Arbeiterdummheit!“

Darauf entbrannte eine hitzige Diskussion — eine von jenen, von welchen die Parteien nichts wissen. In ihr kommen die verborgensten Träume und Sorgen des Arbeiters zum Vorschein, für welche die Programme keine Formel haben und die die Wissenschaft verurteilt und geringschätzt. Dort bilden sich aus der Grausamkeit des Lebens unheimliche Wahrheiten. Dort entstehen unerhörte Ketzereien, welche keine Abstimmung und keine Anstrengung eines noch so genialen Agitators aus der Welt schaffen kann.

Im Tiefsten der Arbeiterseele verborgen sitzen diese Dinge beharrlich, vermehren sich, vererben sich von Vater auf Sohn, wie das ewige Elend. Diese Sympathien und Gehässigkeiten leben in seinem Familienkreise, sitzen an seinem mageren Tisch; sie sind es, welche ihm bei seiner verfluchten Arbeit helfen. Und sie allein bleiben ihm, wenn das Schicksal ihn auf die Straße wirft, wenn er die Arbeit, das Heim, die Gesundheit und jede Hoffnung verloren hat. Die Fragen Gut und Böse, Nutzen und Vorteil, Arbeit und Kapital, er und die Partei, er und die Regierung — das alles erfährt der Arbeiter vernünftig und hat eine klare Antwort darauf. Aber außerdem liebt und haßt er auf seine Weise, ganz persönlich, und wird nicht leicht antworten, wenn ihn jemand danach fragen sollte.

So redeten die Arbeiter bis tief in die Nacht hinein, zankten sich um die Köpfe ihrer Herren und Gebieter, welche um diese Zeit ruhig in ihren Palästen schliefen, in eben dieser Stadt Lodz.

„Gehören die Genossen zur Kampfgruppe?“ fragte Fritz einen von ihnen.

„Wir gehören zur Geierschen Selbstwehr. Man hat uns mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen.“

„Wie entstand denn dieser dumme Matsch?“

„Ach, der Teufel weiß!“

„Am Ende hat sich jemand einen Spaß gemacht. Es gibt solche parteilose Lumpen. Wir zerreißen uns, und für sie ist's ein Scherz!“

„Das wird sich morgen zeigen.“

„Wir haben den Auftrag, die Bombe um jeden Preis mitzubringen.“

„Und wir werden sie bringen. So sicher . . .“

„Davon reden wir noch. Ihr tut besser, Euch nicht zu sperren. Denn Ihr seht ja, daß wir uns Rat schaffen können.“

„Aber wir kennen Euch doch nicht, Ihr Leute!“

„Aber wir kennen uns!“

Die Brüder wehrten sich nur noch aus Anstand. Denn jetzt wußten sie, daß es Leute von der Partei waren. Außerdem waren sie beide froh, das fatale Deposit loszuwerden.

Endlich führte Morik feierlich zwei Genossen hinauf, empfahl ihnen die größte Vorsicht und erlaubte ihnen, die Bombe mitzunehmen. Aber damit war die Angelegenheit noch nicht erledigt. Morik berief sich auf sein loyales Entgegenkommen und verlangte eine „Genugtuung“, indem er sprach:

„Ehre gegen Ehre. Wir haben den Gegenstand ehrlich bewahrt. Wir ertrugen Kränkungen, Prügel, Angst und die

soldatische Plünderung. Allein an Würsten haben sie bei der Haussuchung für drei Kubel gegessen. Vom Schnaps nicht zu reden. Für Eure Beschimpfungen haben wir uns auch zu bedanken. Aber jetzt paßt auf! Zi Euch, zu den Geierleuten, sind im vorigen Jahre zwei Weber von der Dreiperschen Fabrik eingetreten, welche zur polnischen sozialistischen Partei gehören und uns alles in allem acht Kubel achtzig Kopelen schuldig sind. Es sind zwei Schraubendreher, Matthias Skalka und Albin Müller. In meinem Buch steht's ordnungsgemäß eingetragen. Andere, wenn sie einen solchen Gegenstand in der Hand hätten und geschädigt wären wie wir, hätten ihn als Pfand behalten und gesagt: erst bezahlen! Aber wir sind ehrenhaft. Ihr habt das Eure zurück, aber das Geschäft ist geschädigt. Darum müßt Ihr, als Klassenbewußte Genossen, bürgen und Eure Kollegen zum Zahlen zwingen. Wollt Ihr das versprechen? Das wäre sehr artig! Und wenn Ihr mir von heute in zwei Wochen mein Geld wiederbringt, so werde ich, obwohl ein SDK., der erste sein, der sagt: die PPS. ist eine anständige Partei! Mein Bruder Fritz, der zu Euch gehört, kann ja seinen Teil schenken, das darf er. Aber meine Hälfte fordere ich auf jeden Fall. Ich habe eine zu gute Meinung von Eurer Partei, als daß ich glauben könnte, sie würde sich in einer solchen Ehrensache nicht anständig betragen.“

Die Arbeiter verbürgten sich, und Morik, der seine Lodzer Welt kannte, war sicher, daß er zum Termin seine Hälfte wenigstens bekommen würde.

Es war bereits gegen fünf Uhr morgens, als die ungebetenen Gäste, nachdem sie bezahlt, was sie verzehrt und freundlich sich verabschiedet hatten, das Lokal verlassen und das wiedergewonnene Parteieigentum mitnahmen. Fritz war hingerissen.

„Morik,“ sagte er, „wenn Du doch in die Partei eintreten wolltest! Wie bald würdest Du eine führende Rolle im Zentralkomitee haben!“

„Ach was, Partei! — Das ist ein unsicheres Geschäft! Aber siehst Du, Fritz, geliebter Bruder, hätte ich nicht diese Ohren, diese Nase und dies krumme Bein, so würden die Brüder Jerke sehr viel bedeuten in dieser Stadt Lodz. So wie man jetzt Scheibler sagt, so würde man sagen Brüder Jerke! Ich würde arbeiten und Du würdest dabei auch nicht schlecht fahren.“

„So wäre es, wie Du sagst, Morik!“ seufzte melancholisch der Jüngere mit einem Blick voll Mitgefühl auf die verkrüppelte Gestalt des Bruders. Sich selbst hielt er nämlich für einen schönen Mann.

* * *

An einem der unzähligen dunklen Fenster einer Arbeiterkaserne der Vorstadt sah die alte Cynik und sah gedankenlos vor sich hin. Dicht vor ihr schlug ein Meer von Licht aus der vierstöckigen Front der Spinnerei, und die Maschinen sausten dumpf. Es war Nachtschicht und bereits Mitternacht. Die Alte sah unbeweglich, seit sie sich vor etwa fünf Stunden hingekickt hatte. Im Zimmer war es fast taghell vom Lichtschein. Das weiße, durchdringende elektrische Licht, das durchs Fenster hereindrang, übergoß die gebeugte Gestalt, unterstrich mit scharfen Schatten jede Runzel, jede Linie in ihrem Gesicht. Dieses Gesicht schien weder zu leben noch zu denken. Die Augen waren starr auf das Fenster der Spinnerei gerichtet und schienen auf eine von den vielen schwarzen Silhouetten, die im oberen Geschoß sich hin und her bewegten, zu lauern.

Aber in Wirklichkeit blickte die Alte auf nichts und sah nichts, weder die Menschen noch die Gebäude, die ihr die Welt vorstellten, noch den grellen Glanz der elektrischen Lampen. Seit langem schon war in ihr Gesicht und Gehör und alles Fühlen erstorben.

Auf dem erschöpften Gehirn lag es wie dumpfer Schlaf. Schwer, ungeschickt, knarrend krochen Bruchstücke ungewöhnlicher, unwahrscheinlicher Dinge durch den Kopf, die selbst im Traum kaum vorkommen. Als zöge jemand grobe Stricke durch ihren Kopf, als triebe man mit schweren Hammer schlägen einen Keil in etwas sehr Hartes ein, das in ihrem Stopfe saß. Dabei empfand sie gar keinen Schmerz. Es kam

melte sich in ihr zum Weinen, aber die Tränen kamen nicht. Es geschah etwas, aber sie wußte nicht was. Es war auch gar keine Neugierde in ihr. So Buntes ihr auch durch den Sinn ging, so wunderte sie doch gar nichts mehr. . . .

Es wunderte sie nicht, daß sie wieder zum kleinen Kinde geworden war, und daß sie weite, flache Felder umgaben. Wie damals weidet sie die Kuh. Das Tier reißt am Strick und zieht sie hartnäckig vom Straßengraben ins Feld hinein, wo in prächtiger dunkler Grüne der reife herrschaftliche Klee steht. Das Mädchen ringt mit dem Vieh. Schreit, weint, schlägt mit dem Stock auf seine dünnen Knochen los und hat eine schreckliche Angst, daß jeden Augenblick der herrschaftliche Jäger erscheinen wird, der furchtbare Andreas mit seinem Knüttel und mit seiner groben Stimme. Schon einmal hatte er sie geprügelt und ihr die Kuh weggenommen. Und zu Hause bekam sie noch das Dreifache. Daran erinnert sie sich und wird starr vor Schreck. Ganz mit der Kuh befaßt, kann sie nicht einmal auf die Landstraße blicken, auf welcher seltsame Menschen gehen und fahren; fremde, ungewöhnliche Gestalten, die offenbar an keinem Ort seßhaft sind, und die, man weiß nicht, woher und wozu, sich in der Welt herumtreiben. Nur wirbeln sie einen schrecklichen dichten Staub auf, der sich in die Augen setzt, alles ringsherum bedeckt und zuschüttet und das harte Gras des Grabens wie mit Asche bestreut. Das Mädchen ruft mit aller Kraft die Kuh und wiederholt schreiend: Ach, möchtest du doch krepieren!

Mit leisem Geflüster entschlüpfen diese Worte den Lippen der Alten. Die Sonne brennt. Ihre Augen und ihr Schlund sind voller Staub. Sie hat keine Kraft mehr. . . . Immer wieder raust die Kuh mit gierigem Maul Büschel des herrschaftlichen Klees aus, ohne auf die Schläge zu achten. Jeden Augenblick kann von irgendwoher wie aus der Erde heraus Andreas auftauchen, und wird vor ihr dastehen, mit dem Stock in der Hand, wird brüllen, die Kuh wegnehmen und nach dem Gutshof treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Wieland in seinem Zeitalter.

Von Kurt Eisner.

Im geistigen Haushalt der heutigen Welt hat Christoph Martin Wieland keine Bedeutung mehr, obwohl man ihn unter die sechs großen deutschen Klassiker immer noch zählt, und er sicher mehr gelesen wird als Klopstock und Herder, wahrscheinlich auch mehr als Lessing. Ein vollkommener Mensch des 18. Jahrhunderts ist er zwar in seinen Gedanken und Gebilden von der heutigen Kultur durchaus nicht so erreicht oder überholt, daß er uns nichts mehr zu sagen hätte. Aber mit der Art, wie er es sagt, ist er uns ein Fremder geworden. Er spielt auf Instrumenten, die den Orchesterlärm der Gegenwart nicht mehr zu durchdringen vermögen. Vielleicht ist er gerade deshalb, weil er so ganz und gar historisch geworden ist, außersehen worden, der „erste Schöngesitt“ zu sein, dem die Berliner Akademie der Wissenschaft die Ehre einer gelehrten Ausgabe zu erweisen beginnt. Wie akademisch übrigens und wie wissenschaftlich diese Ausgabe immer im Laufe der Jahrzehnte werden wird, sie wird nicht die Schönheit jener zu seinen Lebzeiten veranstalteten Quartausgabe seiner Werke erreichen, deren Preis von 250 Talern schon allein beweist, wie hoch ihn die Mächtigen, Großen und Reichen seiner Zeit geschätzt haben. Vieles aus der endlosen Zahl seiner Schriften ist auch heute noch ergötzlich, anregend, selbst bewegend zu lesen, wenn auch keines mehr uns überwältigt: die Abderiten, ein heiterer und witziger Schulbürgerroman über die deutsche Kleinstädterei und Philisterei seiner Zeit, in den er in leichter Vermummung eigene Erlebnisse verwoben hat; Oberon, Musarion, Agathon (der erste deutsche Erziehungsroman, der wesentlich Liebesprobleme unbefangen behandelt); Der goldene Spiegel, ein Staatsroman, der den besten Staat um den besten Fürsten spinnt und die Gewalthaber des aufgeküllten Zeitalters jählich neckt; endlich und besonders auch einige kleinere politisch satyrische Arbeiten, in denen sich seine humane freiheitliche Weltgesinnung, mit farbigem Flitter behängt und durch sie vor den Häschern beschützt, nicht ohne Würde und Andacht auswirkt.*) Aber nirgends vermag Wieland heute noch wie ein unmittelbares Lebensinteresse zu wirken.

Das Glück, das Wieland im Leben beschieden war und ihn

empfortrug über die vielen zerbrochenen Gestalten des klassischen Zeitalters, wird ihm die Ewigkeit vorenthalten. Er selbst hätte freilich die beglücklichen Erfolge und Gemüße seines lebendigen Daseins nicht mit dem abstrakten Ruhme der Unsterblichkeit vertauschen mögen. Er war nicht für die guten Dinge, die man nicht fühlt und genießt. Und weil er so am Wirklichen hing und für das Unwirkliche immer nur ein wenig gefahrlos schwärmte, gedieh er von dem unscheinbaren Pastorensohn des verschollenen oberbayerischen Schilda Viberach, das sich kühnlich eine freie deutsche Reichsstadt nennen durfte, zum Ratschreiber seiner Vaterstadt, zum Erfurter Professor, zum Weimarer Fürstenerzieher, zum stattlichen Gutsherrn von Ohmannstedt, und als er diese letzte Würde, die ihn wirtschaftlich in schwere Fährnisse zu bringen drohte, glücklich wieder los war, blieb er der allberühmte Patriarch, mit Goethe der einzige Mann, den Napoleon 1808 auf dem Erfurter Fürstentag in dem verachteten Gewimmel schmarrender Kaiser, Könige und Herzöge eines ernsten und ehrenden Gesprächs würdig erachtete. Wieland war in keiner Weise eine tragische Natur, und wie er sich mühelos durch seine Welt fand, so fand er sich schnell zu seiner eigenen Natur. Klösterlich erzogen, zuletzt die Vektüre des streng verpönten Voltaire, ganz naiv so „materialistische“ Ansichten, daß er beinahe von der Anstalt verwiesen worden wäre. Nach einigen Studienjahren gewann er durch erste dichterische Versuche den mächtigen Parteiführer in den damaligen Literatenkämpfen, den Schweizer Bodmer, der gerade nach einem neuen bequemen Jünger seiner trockenen religiösen Moralpoesie suchte. Klopstock hatte ihn durch seine derbe Weltlust und noch mehr durch sein Selbstbewußtsein enttäuscht. Wieland ging nach Zürich zu Bodmer und wurde von ihm ein paar Jahre geistig und körperlich durchgefüttert. Ein glückliches Ungefähr erleichterte es Wieland, damals genau so zu dichten wie sein Meister, sogar noch religiöser, noch moralischer, noch pedantischer, noch sinnfeindlicher. Denn in Zürich war es, wo er von seiner geliebten Studentin, der Augsburgerin Sophie v. Gutermann, ohne jede Vorbereitung mit einem Abgabebrief und unmittelbar darauf mit der Nachricht überrascht wurde, daß sie bereits die Gattin des Herrn La Roche geworden sei. Da war es leicht, weltflüchtig und moralisch zu reimen. Aber die Frauen, die ihn von der Erde drängten, in ätherische Verzückungen, holten ihn auch wieder zur Erde herab. Allerlei seltsame Liebeshändel entfremdeten ihn Bodmers Haus und Bodmers Poesie. Ein paar Jahre Hauslehrertum in Schweizer Patrizierhäusern reiften seine weltmännische Erziehung. Dann wurde der weitgereiste Sohn in seine Heimat berufen, und fast schien es, als sollte er hier in Abdera als Kanzlei-beamter sein Dasein vollenden. Hier wurde er auch von seiner Familie mit einer nicht sonderlich reizvollen und nicht sonderlich geliebten Frau verheiratet, nachdem ein allzu fruchtbares, nicht gerade sehr gewissenhaft erledigtes Abenteuer mit einem armen kleinen Mädchen seine Verwandtschaft zu der Erkenntnis gebracht hatte, es wäre Zeit, den bescheidenen Wüstling von Viberach zu verheiraten. Mit dieser Frau hat er hernach in den einsamen Erfurter Professorenjahren und in der langen Weimarer Zeit in zärtlich treuer Musierehe gelebt, und die Besucher mußten sich immer erst durch eine unzählbare Herde von Kindern den Weg bahnen, wenn sie zu dem berühmten Manne vordringen wollten.

Schmiegsam, liebenswürdig, geschick, ein geschliffener Bücher-mensch mit einem weithin aufgerafften Wissen und mit einem sanftsten Gang zu erotischer, freundschaftlicher und auch politisch-sozialer Schwärmerei ohne jede besinnungslose Besessenheit, aber auch ohne opfernde Hingabe, war Wieland der rechte Vertreter jener deutschen „wahren“ Aufklärung, die mit allen revolutionären Gedanken und himmelstürmenden Plänen anmutig und witzig spielte, um jämmerlich zusammenzubrechen, wo die Ideen in stürmischen Anprall Verwirklichung drohten und suchten. Das zentrale Erlebnis war für Wieland die Entdeckung der fleischlichen Liebe, die ihn der Bodmerschen Moralpoesie entzog. Von hier aus gewann er seine sinnfreudige, gern hellenistisch aufgepußte Weltanschauung einer leichten leidenschaftslosen Glückseligkeit, die ihn zum Gegner alexikalischer Verfinsternung machte und die auch seine politisch-sozialen Ideale färbte. Von Haus ein Prophet des geraden, nüchternen Menschenverstandes, empfand er doch wieder diese glatte und geheimnisleere Welt als unerträglich dürrig, so daß er es ohne die Zuflucht angenehmer unwirklicher Feste in ihr nicht auszuhalten vermochte. Das ist doch schließlich sein Staatsideal: ein freundliches Schlaffenland, in der alle Menschen friedlich, gefellig, sorgenlos leben, ohne Unterdrückung, unter gerechtem Gesetz, bei erträglicher Arbeit und hinlänglichem Wohlstand. Vor allem darf es auch nicht an holden Nymphen fehlen, die es lohnt, zu entkleiden, und die ihrerseits solche Entkleidungen lohnen.

Wieland ist in allem Uebersetzer, von Büchern, Gedanken und geschichtlichen Ereignissen. Was andere vor ihm in fremden Sprachen und in anderen Nationen gesagt, gedacht, gehandelt haben, überträgt er in sein Deutsch. Er überhebt buchstäblich oder nur stofflich: Griechenland und das Reich der Tausend und einen Nacht, Plato und Cicero, Horaz und Shakespeare, Lucian und Voltaire, die französische Revolution und den Diktator Napoleon in das immer höchst Wielandische Deutsch eines geschichts- und staatlos gewordenen Volkes von dürftigen Untertanen und bescheiden fügamer Aufklärung, in das Deutsch eines Viberacher Ratschreibers (der doch ironisch über den Alten steht, wie über

*) Unter den neueren Auswahl-sammlungen von Wielands Werken steht voran die von Bernhard v. Jacobi besorgte (bei Bong erschienen). Sie bietet ein Gesamtbild des Schriftstellers in seiner fast unerlöschlich vielseitigen kulturellen Betriebsamkeit und bringt ebenso gründliche wie klug abwägende Einleitungen des Herausgebers.

den leichtbepötelten Landsleuten), der ein geschmeidig schmeichelnder Erzieher eines Weimarer Fürstlingssohnes wird, der einst über 90 000 Seelen herrschen und sie unbarmerherzig arbeiten lassen wird, um das Genieland der klassischen deutschen Dichtung versorgen zu können.

Die Leistung, die Wieland der deutschen Literatur gegeben, war die Ausweitung ihres Stoffkreises und die Verflüssigung der Literatursprache, der er eine liebenswürdige Geschwätzigkeit und eine in ciceronischen Perioden leicht flatternde Behendigkeit lieh. Seine Beliebtheit verdankt er seiner in der ersten Zeit unrein zwinkernden und grimfenden Grotesk, die sich späterhin ins Natürliche veredelte und sogar zu einem Kultus erdfreudiger Humanität steigerte, wenn sie auch immer unter einem ungeheuren Konsum von Korallen und Marmor die Frauenleiber ein wenig lüstern bestaßte. Zuletzt gewinnt doch sein Kampf gegen alle Heuchelei und Bruderei etwas wie Größe, und seine Färllichkeit für alle leichtfüßigen Apasien, Paphnen und Danaen bereitet doch eine soziale Auffassung aller menschlichen Erscheinungen und eine Befreiung von dem tausendjährigen Wust krankhafter Verziehung liebenswürdig vor.

In einem überragt Wieland die führenden Weimarianer und wird hier nur noch von Herder übertroffen: in seiner lebendigen Teilnahme an den großen Zeitergebnissen, deren Zeuge er sein durfte. Aber gerade hier zeigt sich auch die ganze Schwäche jener höfischen Kultur, in die er eingesperrt war und die ihn verdarb. Das rege journalistische Bedürfnis, das ihm als Herausgeber des ewig stoffhungrigen Journals des „Teutschen Merkur“ notwendig war, trieb ihn an, mehr über die Vorgänge der Zeit zu äußern, als irgendein anderer Weimarianer.

Mit politischen Problemen hatte er sich seit frühen Jahren schriftstellerisch beschäftigt. Er hatte immer einen Hang ins Utopische. Die Verwirklichung seines Staates der allgemeinen Glückseligkeit und Freiheit aber dachte er sich genau so, wie sie alle Literaten seiner Zeit denken mußten, wenn anders sie nicht die Wurzeln ihrer Existenz zerschneiden wollten. Sie lebten von höfischen Gönnern, die vor der Revolution sehr gern sich durch revolutionäre Gedanken ähneln ließen. So ist es auch bei Wieland immer ein weiser Fürst, der von einem Philosophen erzogen und beraten wird, der unter menschlich milder Regierung und vernünftigen Gesetzen die allgemeine Wohlfahrt gewährt. Die Völker haben dervorne nichts anderes zu tun, als sich von allem Aberglauben durch die wahre Aufklärung befreien zu lassen und allmählich in einen gesitteten und gebildeten Zustand emporzuwachsen. Wieland schrieb schon eines seiner ersten Werke, den Cynus, zu dem Zweck, um Friedrich II. von Preußen für solche Menschenbeglückung zu gewinnen, und seinen Goldenen Spiegel wollte er Josef II. von Oesterreich vorhalten, mit der stillen Hoffnung, dieserhalb nach Wien berufen zu werden. (Das Werk brachte ihn aber nur nach Weimar.) Die Vorarbeiten für die Erreichung all dieser schönen Dinge legte Wieland vertrauensvoll in die Hände eines nicht existierenden Bundes der Kosmopoliten, die beiseite nicht etwa eine über alle Länder sich erstreckende tatsächliche Organisation bilden sollten, denn das war verboten und wäre als Propaganda für todeswürdige Verschwörungen dem guten Untertan Wieland übel bekommen. Diese Kosmopoliten waren vielmehr jene Menschen, die sich, durch die Schule der wahren Aufklärung gegangen, von selbst zusammenfanden, alle dasselbe dachten und wollten, vermutlich, weil sie alle Wielands Schriften gelesen hatten, die jedoch wiederum auch keinen Schritt taten, um ihre Gedanken zu verwirklichen.

Schon in den Abderiten hatte Wieland von der unsichtbaren Gesellschaft der Kosmopoliten gesprochen, die ohne Verabredung, ohne Ordenszeichen, ohne Loge, ohne Eidswüre die festeste Bruderschaft bilden, die sich sofort finden und erkennen, wenn sie irgendwo auf Erden zusammentreffen. 1788, also im Morgengrauen der Revolution, erläuterte Wieland „das Geheimnis des Kosmopolitenordens“.

Da hieß es: „Der Kosmopolit ist vermöge seiner wesentlichsten Ordenspflichten immer ein ruhiger Bürger, auch wenn er mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens nicht zufrieden sein kann. . . . Nie hat ein Kosmopolit an einer Zusammenverschwörung, an einem Aufruhr, an Erregung eines Bürgerkrieges, an einer gewaltigen Revolution, an einem Königsmord absichtlichen Anteil gehabt, noch jemals diese oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbessern, gebilligt, geschweige empfohlen und öffentlich zu rechtfertigen unternommen.“

Das war noch reichlich der brave deutsche Untertan mit der wahren Aufklärung im Gehirn und auf dem Papier und mit der geduldrigen Ruhe als der ersten Bürgerpflicht. Aber in dem höfischen Pensionär — Wieland bezog, nachdem sein Schüler Karl August zur Regierung gelangt war, ein lebenslangliches Gnadengehalt von tausend Talern — lebte eine Seele, die viel zu empfänglich für das Große in der Kunst wie im Leben war, als daß ihn nicht der Ausbruch der Revolution aus dieser muffigen und feigen Philisterei hätte aufschrecken müssen. Alle utopischen Hirngeispinnereien, all das gemeinplätziges Geschwätz über die beste Staatsform, über Monarchie und Republik, über Aristokratie und Demokratie, welche letzterer er im Agathon eine nicht allzu ernste Anklage gehalten hat, — das verfloß nun unter der stürmischen Gestaltung neuen Lebens, Utopien wurden Wirklichkeit. Die unsichtbaren und ungreifbaren Kosmopoliten, die im Grunde nur zweibeinige Bäume waren, wurden jetzt Fleisch und Blut. Auch Wieland wie vielen anderen Deutschen war es, als ob sich jetzt die heißeste Sehnsucht

ihres Daseins erfüllte. Und gerade er, der vorsichtigste und sorgfältigste Rechner, der verzärtelte Feind aller persönlichen Ungelegenheiten, ging nun nach einigem Zögern mit einem fast besinnungslosigen Ungehör in das Lager der Revolution über. Sowohl in den fabulierenden Neuen Göttergesprächen, wie in den politischen Aufsätzen seines „Teutschen Merkur“ rauschte es voll revolutionärer Begeisterung. Als im Februar 1790 die französische Nationalversammlung alle Rittersorden und Klostergebäude aufgehob, nannte Wieland dieses Dekret eine Begebenheit, die ihresgleichen in der ganzen katholischen Welt nie gehabt hat. Er schwärmt von den fast unübersehbaren heikamen Folgen, die es für die Agrikultur, die Bevölkerung, die bessere Erziehung der Jugend, den besseren Unterricht des Volkes hervorbringen müsse. Ganz radikal wehrt Wieland die Jagdhaften ab, denen das Vorgehen der Franzosen zu stürmisch war. Eine neue Konstitution könne kein Flickwerk, keine Ausbesserung eines alten, finsternen, häßlichen, allenthalben mürben und einfallenden Gebäudes sein, sondern sie müsse von Grund auf ganz neu aufgeführt werden. Kein Mittel, das zu diesem Ziele führte, konnte ihn jähren; und gerade Wieland hatte durchaus Verständnis und äußerte es auch, daß es bei so ungeheuren Umwälzungen nicht ohne Gewalttätigkeiten abgehen könnte. Aber in Deutschland wurde bald von den zitternden Fürsten und dem ausgeschredten Adel der Krieg gegen den Erbfeind im Westen gerührt; und die revolutionären Gedanken, die vordem eine ledere Unterhaltung für ihre müßigen Köpfe waren, zu deren Auspinnung sie sich ihre Hofnarren hielten, wurden jetzt, da sie Muskelkraft erhielten, als todeswürdiger Hochverrat verfolgt.

Es ist ein erbarmungswürdiges Schauspiel, zu sehen, wie Wieland, unter dem äußeren Zwang seiner Umstände, einlenkt, wie er Leuten und vielleicht auch sich selbst eingureden sucht, daß die Wandlungen seiner Anschauungen durch die Enttäuschung über die Entwicklung der Revolution veranlaßt seien; wie er anfangs noch unter der Maske eines parteilosen Zuschauers die revolutionären Gründe sehr kräftig und die konterrevolutionären Gegenkräfte recht schwächlich gegeneinander abwägt, um doch wenigstens die Tatsachen und die Gedanken der Revolution ausprechen zu können; wie er dann auf der einen Seite durch den öffentlich ausgesprochenen Vorwurf des Verrats aufgepeitscht, auf der anderen Seite selbst des Umsturzes verdächtig, mit dem schlechten Gewissen und dem ungeschickten Eifer des Renegaten alle revolutionären Neigungen und Äußerungen abzuleugnen und abzuschwächen versucht. Gelegentlich gibt es noch Rücksälle in die alte Begeisterung, so unter dem Eindruck der gewaltigen Waffenleistungen, die die Heere der Republik vollbrachten. Später, 1798, in den Gesprächen unter vier Augen, ist dann jede revolutionäre Begeisterung erstickt. Hier lehrt er zur Anbetung des fabelhaften Regenten zurück, der allweise und allmächtig die Völker beglückt, der freilich nicht gerade von Gottes Gnaden zu sein braucht. Das zweite dieser Gespräche dadurch merkwürdig geworden, daß er hier — wohl die erste Anregung dieser Art in der europäischen Öffentlichkeit — den Franzosen empfahl, sich den in schimmernden Worten über die Mägen gepriesenen General Bonaparte als rettenden Diktator zu nehmen. Diese merkwürdige Prophezeiung, die sich sobald erfüllen sollte, veranlaßte 1800 das englische Regierungsorgan, den deutschen Schriftsteller „Wieland“ zu beschuldigen, daß er Mitglied einer internationalen Verschwörerbande sei, der mitgeholfen habe, den Jakobiner-Cäsar zur Herrschaft zu bringen. Erschrocken wehrte sich Wieland gegen den Verdacht; jener Rat sei nur ein ahnungsloser Scherz gewesen. Immerhin scheint er nicht ganz ohne Einwirkung eines in Weimar weilenden Franzosen entstanden zu sein, der hernach in der Umgebung Napoleons an hervorragender Stelle tätig war.

Maschinen im Theater.

Bei den Aufführungen des „Faust“ wird das „Vorspiel auf dem Theater“ fast niemals dargestellt. Dabei findet sich darin ein Satz, der als ein Motto für alle „Faust“-Aufführungen in den großen Theatern von heute gelten kann. Der Direktor sagt zu den Männern, die das nun folgende Stück vorbereiten: „Schonet mir an diesem Tag Prospekte nicht und nicht Maschinen!“ Und wahrlich werden heutzutage bei der Darstellung phantastischer Stücke auf allen Bühnen, die etwas auf sich geben, diese beiden Dinge nicht geschont! Namentlich Maschinen werden in weitestgehendem Maße heute zur Veranschaulichung des „Faust“ und aller anderen Werke mit vielem Szenenwechsel und großem dekorativen Aufwand herangezogen. Die große Schauspielbühne und noch mehr fast die Oper haben ganz gewaltige Maschinenanlagen, um alle möglichen szenischen Vorgänge möglichst „natürlich“ dem Zuschauer vor Augen zu stellen.

In keinem der in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren gebauten Theater gibt es noch eine Bühne, die nichts weiter als einen einfachen Bretternen Fußboden hat. Überall sind ausgedehnte Anlagen von vornherein hineinkonstruiert, um ein rasches Umbauen der Szene zu ermöglichen. Die heutigen Dekorationen sind ja oft so kompliziert, daß die einzelnen plastischen Stücke sehr schwer abzutransportieren sind, und daß ihre Zahl viel zu groß ist, um in ein paar Minuten weggeschafft werden zu können. Man muß schon dafür sorgen, daß die ganze Szene in ihrer Gesamtheit

auf einmal entfernt werden und die nächste, schon vorher aufgebaut, rashest auf ihre Stelle rücken kann. Diesen Effekt bewirkte zuerst die von dem Maschinen-Direktor der Münchener Hoftheater, Lautenschläger, konstruierte Drehbühne. Sie besteht aus einer in den Bühnenboden eingelassenen großen drehbaren Scheibe. Man baut die erste Szene auf dem Teil der Scheibe auf, der gerade der Bühnenöffnung gegenüberliegt. Dahinter kann man dann einen zweiten und, bei räumlich wenig ausgedehnten Szenen, wie z. B. Zimmern, auch noch einen dritten Aufbau herstellen. Beim Szenenwechsel braucht die Scheibe nur gedreht zu werden, um die neue Dekoration vor die Bühnenöffnung zu bringen.

Die Drehbühne ist eine vortreffliche Erfindung. Sie gestattet das Herrichten von schweren, ausgedehnten Dekorationen, die bis dahin kaum möglich waren, weil das Auf- und Abbauen auf dem festen Bühnenboden viel zu lange Pausen notwendig gemacht hätte. Die durch ihre Plastik berühmten Bühnenbilder Reinhardts mit ihrer subtilen Ausgestaltung wären ohne die Drehbühne fast unmöglich gewesen. Heute aber, nach überraschend kurzer Zeit, gilt diese Konstruktion schon als veraltet. Sie wird bei keinem großen Neubau, wenn nicht gerade die Platzverhältnisse sehr beschränkt sind, mehr verwendet. Die Drehbühne ist nun durch die Schiebebühne abgelöst, wie sie z. B. das große Hoftheater in Stuttgart und das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg in sehr großen Dimensionen zur Freude ihrer Maschinen-Direktoren besitzen.

Die Drehbühne hat nämlich eine Reihe bedeutender Fehler. Wenn gespielt wird, ist es sehr schwer, auf dem hinteren Teil der Scheibe zu bauen, da hierbei Geräusch gar nicht vermieden werden kann. Dann war man durch die gebogene Randform der Scheibe stets zu unangenehmen, nach vorn sich verjüngenden Formen des Aufbaus gezwungen, da doch alle einzelnen Stücke auf der Dreh-scheibe stehen mußten. Meist war es unmöglich, die wirklich vorhandene Breite der Bühne ganz auszunutzen. Dann machte auch die Konstruktion der Unterbühne, die Anlage der Versenkungen Schwierigkeiten, wenn man nur eine einfache drehbare Plattform hatte. So wurde es natürlich unmöglich, die Versenkungen überall da benutzen zu können, wo man sie gerade brauchte. Sobald aber die Unterbühne mit ihren mächtigen Maschinen mit drehbar gemacht war, wie das z. B. im Neuen Schauspielhaus in Berlin der Fall ist, gelangte man zu ganz ungeheuren, sehr teuren Konstruktionen.

Die neue Schiebebühne beruht auf einem ganz anderen, praktischen Prinzip. Rechts und links neben der eigentlichen Bühne liegt je ein Raum, der so breit ist wie die Bühnenöffnung. In jedem dieser Räume steht ein Fußboden von der Breite der Bühne, der nach der Seite verschoben werden kann. Die beiden Seitenbühnen sind durch eiserne Laxe zu verschließen, durch die kein Schall dringt. Wenn eine Szene aufgebaut und der Podest auf die Bühne geschoben ist, so kann auf der andern Seite die zweite Dekoration hinter geschlossenen Türen in aller Ruhe hergestellt werden. Auch die Darsteller der zweiten Szene, insbesondere schwärzliche und umfangreiche Statistengruppen, können hier schon Aufstellung nehmen. Sobald der Vorhang fällt, wird der erste Podest nach rechts fortgezogen und sofort rollt die nächste Szene von links heran. Es kann, selbst bei ganz gewaltigen Aufbauten, schon nach kürzester Zeit weiter gespielt werden. Rechts baut man indessen von neuem auf, und die Verschiebung geht dann in umgekehrter Richtung vor sich. Dabei entstehen für Versenkungen und sonstige Anlagen gar keine Schwierigkeiten.

Die moderne Bühne hat dann vor allem noch einen sehr fein und kompliziert aufgebauten Beleuchtungsapparat. Es befinden sich in der Beleuchtungskammer vier Serien von Hebeln, von denen jede eine bestimmte Farbe in den Lampenreihen bedient. Man hat jetzt überall weiße, rote, grüne und gelbe Lampen nebeneinander. Durch deren Mischung sind alle Farbennüancen zu erzielen. Man kann durch die einzelnen Hebel in jeder Reihe beliebig viel Lampen von jeder Farbe einschalten. Bei Uebergängen, von Nacht zum Tag z. B., kann man mit Hilfe eines sinnreicher Mechanismus alle eingeschalteten Lampen derselben Farbe durch Drehen eines Rades gemeinschaftlich und gleichmäßig beeinflussen, sie ganz allmählich heller oder dunkler werden lassen, so daß sehr weiche Nuancierungen entstehen.

Offene Plammen werden heute auf der großen Bühne überhaupt nicht mehr benutzt. In den Lampen jeglicher Art, die auf der Bühne brennen, steckt schon seit langem in irgendeiner Verhüllung eine elektrische Glühbirne. Bis vor kurzem aber waren die Fadeln immer noch offen brennende Plammen. Das hat nun durch eine Erfindung des Maschinen-Direktors der königlichen Theater in Berlin, Brandt, auch aufgehört. Die Fadeln sind jetzt isolierte Röhren, in denen eine kräftige Glühbirne und ein kleiner Elektroventilator nebst einem Mischknoten stehen. Am oberen Rand der Röhre sind spitz zulaufende Seidenbänder in roter und gelber Farbe angebracht. Wenn man den Einschaltknopf drückt, so läuft der Ventilator an und läßt die Seidenbänder durch den entweichenden Luftzug hin und her zucken. Sie werden ferner von der Lampe grell beleuchtet, so daß sie vollkommen den Eindruck eines flackernden Feuers erwecken.

Große Brände werden nach derselben Methode durch starken Wind und beleuchtete Seidenzungen dargestellt. Der Quasi-

wird durch Wasserdampf in gleichfalls stets ungefährlicher Weise herbeigebacht. Die Versenkungen fahren von unten her mit Hilfe großer hydraulischer Pressen auf. Diese Plattformen sind oft mehrere Meter lang und vermögen riesige Aufbauten aus der Unterwelt emporzuzaubern. Dann gibt es noch die Flugwerke, mit denen Personen über die Bühne fliegen können, die Blitz-, Donner- und Schußmaschinen, die Rund- und Kuppelhorizonte als trefflichen Ersatz der früheren in häßlicher Weise senkrecht herunterhängenden „Himmel“-Zehen, die Windmaschine und vieles andere. Bei einer großen Aufführung sind also heute wirklich „Prospekte und Maschinen“ in allereifrigster Bewegung. TIK.

Kleines feuilleton.

Aus der Natur.

Haus hohe Meereswellen. Wenn eine Landratte, die sich einmal aufs Wasser begeben hat, von haus hohen Meereswellen erzählt, so ist dieser Ausdruck meist nicht ernst zu nehmen, obgleich er insofern schon vorsichtig gewählt ist, als es ja Häuser von sehr verschiedener Höhe gibt. Selbstverständlich hat man sich bemüht, die Höhe der Meereswellen genauer zu bestimmen, und ist zu dem Ergebnisse gelangt, daß Wellen von mehr als 10 Meter Höhe schon zu den Seltenheiten zu rechnen sind. Die ungewöhnlich heftigen Stürme, die um die Zeit des Jahreswechsels im nördlichen Atlantischen Ozean und im Kanal geherrschten und selbst großen Schiffen erheblichen Schaden zugefügt haben, lenken die Aufmerksamkeit wieder auf die Frage, welche Höhe die Meereswelle im Höchstfall erreichen kann. Der erste Offizier des großen Ueberseedampfers „Karrung“, der beim letzten Sturm eine schwere Havarie erlitt, schätzte die Höhe der Welle, die den größten Teil der Zerstörung verursachte, auf 70 Fuß oder rund 21 Meter. Wahrscheinlich ist auch diese Angabe, obgleich sie von einem erfahrenen Seemann stammt, etwas zu hoch gegriffen. In den Lehrbüchern der Meereskunde werden Höhen von 16 bis 18 Meter als äußerste Ziffern angegeben. Die Wochenschrift „Nature“ stellt einige Angaben über die höchsten Meereswellen zusammen. Admiral Fitzroy berichtet in einem Brief, daß er in der Nähe der Bucht von Biskaya selbst Wellen gesehen habe, die nicht unter 18 Meter Höhe haben konnten und setzt allerdings hinzu, daß er nie zuvor eine solche See gesehen habe, weder am Kap Horn noch am Kap der Guten Hoffnung. Mit der neuesten Schätzung stimmt der Kapitän Riddle vom Dampfer „Celtic“ überein, der für einige Wellen im mittleren Atlantischen Ozean durch zuverlässige Messungen gleichfalls eine Höhe von 21 Meter bestimmt haben will. Admiral Wharton, der früherer Hydrograph der englischen Marine, hält 15—18 Meter für das wahrscheinlichste Maximum, obgleich er ganz ausnahmsweise Bogen bis zu 27 Meter Höhe anerkennen will.

Meteorologisches.

Eisregen. Im Winter tritt der in anderen Jahreszeiten unerhörte Fall ein, daß die Luft mit der Erhebung vom Erdboden an Wärme zunimmt. Im Sommer kann nur die Schicht unmittelbar über dem Erdboden zur Nachtzeit sich stärker abkühlen, wenn der Himmel besonders klar und infolgedessen die Ausstrahlung der Wärme von der Erde auch stark ist. Darauf beruht dann der Niederschlag des Taues. Sonst aber wird die Luft gewöhnlich nach oben hin immer kälter. Man nennt daher den im Winter eintretenden Ausnahmefall auch die Temperaturumkehr. Sie kann sehr beträchtliche Abweichungen von der Regel bedingen. An einem Wintertage beispielsweise, an dem in der Umgebung von Berlin am Boden eine Temperatur von -15 Grad herrschte, stellte ein mittels Flugdrachen gehobenes Thermometer in 500 Meter Höhe knapp -2 Grad und in 800 Meter sogar eine Temperatur von 3 Grad über dem Gefrierpunkt fest. Auf solchen Temperaturverhältnissen beruht auch die Erscheinung, der Eisregen. In den Höhen der Atmosphäre, wo die Verdichtung der Wolken erfolgt, bildet sich Regen, der aber beim Niederfallen gefrieren muß, weil er in Luftschichten gerät, deren Temperatur weit unter dem Nullpunkt liegt. In Mitteleuropa sind derartige Eisregen ziemlich selten, recht häufig dagegen in den Neuenlandstaaten Amerikas. Der Niederschlag kann noch als Regen zum Boden gelangen, wenn die Temperatur bis zu -12 Grad gesunken ist, muß aber natürlich sofort gefrieren, wenn er auf die Erde selbst auftrifft. Nicht selten überzieht sich der Boden mit allen darauf befindlichen Gegenständen mit einer Eisschicht von Zollbreite, und bei einem Eisregen, der einmal drei Tage lang über Boston niederging, erreichte der Eispanzer sogar eine Dicke von drei Zoll oder 7½ Zentimeter und war erst vier Tage nach dem Aufhören des mit heftigen Stürmen verbundenen Regens verschwunden. Ein Drachenaussieg vom Ozean Hügel bei Boston hat gelehrt, daß solche Eisregen das Vorhandensein einer verhältnismäßig warmen Schicht in größerer Höhe voraussetzt. Bei diesem Versuch wurden die Fißdrachen, die zur Hebung des Hauptdrachens in gewissen Abständen an der Leine befestigt werden, so stark mit Eis bedeckt, daß sie den Drachen herunterzogen.